

war Berlin eine gänzlich verwandelte, fast unbekannte Stadt. Der Stillstand traf zwar nicht alle gleichermaßen. Beschäftigte in sog. *systemrelevanten Berufen*, Busfahrerinnen, Pflegepersonal, Paketauslieferer und Kioskbesitzer, gingen weiter ihrer Arbeit nach. Aber die meisten Autos blieben in den Garagen. Die meisten Busse waren leer. In den Straßen waren Vögel zu hören und es ließen sich Jogger mitten auf sonst stark befahrenen Straßen beobachten. Zudem zeigte sich schon bald, dass die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Berlins, dass Russen, Chinesen und Araber, um nur einige zu nennen, mit dem verordneten Stillstand ganz unterschiedlich umgingen. Es gab da draußen durchaus allerlei zu sehen. Angesichts des radikal verwandelten Stadtbildes stellte sich die Frage, was das war und ob es sich auch in Sprache umwandeln ließ.

Mit diesen Fragen im Gepäck begann die Berichterstatteerin am 18. März eine Spurensuche quer durch Berlin. Meine Suche galt zu allererst den »anderen«, nämlich den nie gesehenen Bildern, die der verordnete Stillstand kreierte. Doch erwies sich alsbald, dass die Welt da draußen nicht nur anders geworden war, sondern sich auch anders beobachten und in Worte fassen ließ. Daraus erwuchs jeden Tag ein Ringen um Sprache. Es fehlten nicht nur wissenschaftliche Begriffe, die das Gesehene und Gehörte auf einen Nenner hätten bringen können. Sondern das, was mir im Laufen entgegenkam, fragte um eigene Sätze und einen eigenen Rhythmus. Manchmal entstanden neue Wortschöpfungen dabei.

Die Methode, die dabei angewandt wurde, erschöpfte sich darin, quer durch Berlin die unterschiedlichsten Straßen und Viertel zu erlaufen. Manchmal waren das lange Wege. Wer, wie die Autorin, in Wilmersdorf wohnt, ist vom zentralen Stadtgeschehen weit entfernt. Der Berliner Westen ist eine Stadt, die um 1900 für die damaligen Neureichen gebaut wurde und sie hat mit dem Ostkreuz, mit Lichtenberg, dem Prenzlauer Berg und Mitte nur sehr wenig gemein. »Unter den Linden tanzen die Behren/Dann schießen französische Jäger die Tauben/Dann tragen die Mohren die Kronen nach Leipzig«, hält ein Berliner Merkvers fest. Nach all dem sucht man am Kurfürstendamm

vergeblich. Die Strecken von Wilmersdorf zu den übrigen Vierteln funktionierten wie Schneisen, in denen der Spaziergängerin in rascher Abfolge Menschen und Begebenheiten entgegenkamen, die sich oftmals zu einem bestimmten Muster verdichteten (siehe unten). Das war das Knochengerüst, auf das jeder Bericht aufbaute.

Während der ersten 35 Tage umfasste die ethnographische Erkundung alles, was sich dem Auge bot und vom Ohr aufgefangen werden konnte. Die Routen erstreckten sich auf fünf bis fünfzehn Kilometer – die Fahrt mit der S-Bahn um die Stadt herum erfasste 37,5 Kilometer – und sie erlaubten in der Tat eine Menge Eindrücke. Diese ereigneten sich zwar nacheinander, fanden dennoch im selben Seh- und Hör-Raum statt. Um sie zu bewältigen, wurden bereits unterwegs erste Notizen verfasst. Da Tische und Stühle aus dem öffentlichen Raum verschwunden waren, mussten dafür oftmals eine Häuserwand oder die eigenen Knie als Unterlage herhalten. Später am Tag wurden die Notizen in einen Tagesbericht umgewandelt und um 18.00 Uhr in einem Blog publiziert. Diese Herangehensweise hatte zur Folge, dass die Texte die Bewegung des Laufens, das schnelle Nacheinander der Eindrücke, in sich aufnahmen. Deren zeitnahe Publikation setzte eine Kommunikation in Gang. Manche Leser gaben sogleich Rückmeldungen, korrigierten falsche Angaben und schlugen Orte vor, die zu erlaufen sich lohnen würden. Insgesamt wurden 300 Kilometer zurückgelegt, bis die Eröffnung der Läden die Stadt in Wallung brachte und sie das Tempo wechseln ließ.

In dieser und der nächsten Phase wurde die Stadtspaziergängerin verschiedentlich mit dem Zeitempfinden unter den Umständen eines Lockdowns konfrontiert. Zunächst schien es, dass der verordnete Stillstand auch die Zeit hatte gefrieren lassen. Die Tage schmolzen ineinander. Montag ließ sich nicht mehr von Dienstag unterscheiden. Das Wochenende hatte seine besondere Funktion eingebüßt. Auch die Kirchen, Synagogen und Moscheen, die sonst mit ihren religiösen Kalendern den Takt vorgeben, blieben stumm. Pesach, Ramadan und Ostern fielen als gemeinschaftlich erlebte Ereignisse aus. Es war daher vielleicht nicht verwunderlich, dass nach Beenden des ersten

Lockdowns, nach dem 23. April also, viele Menschen sich über die Zeit, die gerade vergangene und die vor ihnen liegende, intensiv Gedanken machten. In den Gesprächen, die zwischen den 25. April und den 15. Mai aufgezeichnet wurden, wurde die Zeit zurechtgerückt, eingeordnet und mit anderen Zeiten verglichen. Es wurden neue Zeithorizonte aufgemacht, »bis Ende Mai«, »in hundert Tagen«, »bis Weihnachten«, oder auch »bis diese Gesellschaft wieder im Lot ist«. Manche sagten, den Stillstand als Entschleunigung erfahren zu haben. Andere hatten ihn eher »wie Treibsand« in Erinnerung. Eine Frau meinte, ihr Leben sei »nicht mehr planbar« gewesen und werde es auf lange Sicht auch nicht mehr sein. Aber wie auch immer das individuelle Empfinden war, alle wollten in dem Moment den Stillstand »hinter sich kriegen«. Sie wollten »nicht aufgeben« und sich auch »nicht kleinkriegen lassen.«

In den ersten Tagen der Öffnung brauchte ich manchmal nur einer Person ins Auge zu schauen und schon erzählte diese, wie es weitergehen könnte. Offensichtlich hatten sich viele eine Erzählung davon zurechtgelegt, wie lange es noch dauern und was das für einen selber bedeuten würde. Später besuchte ich Läden und Geschäfte entlang der Uhlandstraße und ihren Seitenstraßen und fragte dort nach, wie es ging. So entstanden neunzehn Erzählungen desselben Ereignisses, die nicht unterschiedlicher hätten sein können. Die Blogleserschaft wurde nun um Ladeninhaber ergänzt, die zu ihrem eigenen Erstaunen lasen, wie es den Nachbarn ergangen war.

Als die Restauranteröffnung sich näherte, gab es für solche Gespräche kaum mehr Zeit. Die Stadt schaltete durch und erprobte die »neue Normalität«, indem sie an Tempo und Ungeduld zulegte. Die Worte, die diese Umschaltung begleiteten, hießen »Rückkehr«, »wieder« und »Normalität«. Es waren Zukunftsverheißungen, wobei niemand wusste, ob sie sich auch bewahrheiten lassen würden. Sie stellten aber die Frage des Übergangs, wohin er uns führen und wie er die Zukunft gestalten würde.

Um den Umfang des Problems, das sich damit ankündigte, abzutasten, wurden abschließend zehn Straßen und Viertel aufgesucht, in denen in der Vergangenheit bereits einmal ein jäher Abbruch und ein

Neuanfang erprobt worden war. Es war der Versuch, die Physiognomie solcher Orte zu ergründen und sie daraufhin abzutasten, ob sie uns heute etwas sagen können.

Damit war auch das dritte Ziel der ethnographischen Erkundung abgesteckt: die fortwährende Anwesenheit der Vergangenheit im Stadtraum. Wie jede Stadt hat Berlin überall ihre Sedimente abgelagert und sie ragen an unerwarteten Stellen in die Gegenwart hinein. Diese sind für alle sichtbar, doch sind sie so alltäglich, dass man sie meistens nicht »sieht«. Doch wie jede Stadtbewohnerin weiß: Bevor sie selber da war, bewohnten andere die Stadt, hatten ihre Füße auf dasselbe Pflaster gesetzt und waren durch dieselben Türen hindurch gegangen. Berliner wissen um die Bombenwucht, die Häuser in Trümmer verwandelte und die Einschüsse, die da und dort noch zu sehen sind. Man steht an einer Ecke und denkt, war hier nun die Mauer oder doch da drüben? Studiert die Friedhöfe, auf denen Franzosen, Osmanen und Russen begraben liegen, liest die persischen und hebräischen Buchstaben und sinniert über die zahlreichen Einwanderer früherer Jahrhunderte, die inzwischen im Genus »Berliner« aufgegangen sind. Man bückt sich zu den kupfernen Plaketten, welche die Namen und Todesdaten ermordeter Nachbarn tragen, sucht die vielen verschiedenen Erinnerungsorte auf und nimmt dabei ihre intime Nähe zur Gegenwart wahr. Böhmischer Gottesacker neben türkischem Imbiss, die ermordeten Sinti und Roma neben den Mauertoten, Stolpersteine vor den Eingängen russischer Lokale, Mauerstücke am Potsdamer Platz.

Worum es nicht ging. Es ging nicht darum, die gesamte Stadt ethnographisch zu erfassen. Vielmehr wurden Schnelsen durch sie hindurch geschlagen und im Laufen nahe und ferne Viertel bruchstückhaft erfasst. Daraus ergaben sich Muster der Wiedererkennung, welche die Form der Berichterstattung entscheidend mitgeprägt haben:

- Durch eine ganze Stadt hindurch zu gehen, ist wie durch einen Fluss zu waten. Es machen sich die seichten Stellen ebenso be-

merkbar wie die verborgenen Steine und Widerstände. Zwar folgen sie scheinbar unverbunden aufeinander, doch setzt die Tatsache, dass es sich dabei um dieselbe Straße handeln kann, eine Beziehung voraus. Ihre schnelle Abfolge bestimmte den Rhythmus der Erzählung.

- Jede Straße, jedes Viertel, jeder Kiez ist horizontal geschichtet. In ihnen bewegen sich Menschen und Begebenheiten auf engstem Raum. Auch wenn sie sich nicht kennen, der Raum ist es, den sie miteinander teilen. Zusammen prägen sie das Straßenbild. Was sich bruchstückhaft wahrnehmen ließ, waren Teile eines Puzzles, bei denen man nie so genau wusste, wie viele es noch davon gibt.
- Obwohl sie meist von den Anwohnenden nicht bewusst »gesehen« wird, war die vertikale Schichtung immer dabei. Es sind die vergangenen (Fehl-)Entscheidungen und Katastrophen, die ins Stadtbild eingegangen sind und bis heute ihr Gesicht prägen. Sie bestimmen, wie man sich in ihr bewegt und sich darstellt, ob zum Beispiel das Pflaster glatt ist oder man darüber strauchelt, ob sich der Schlitten am Straßenrand parken lässt, ob es Läden und Grünanlagen gibt. In Berlin ist vieles ein Überbleibsel anderer Epochen und deren unverrückbares Erbe. Es war die Bühne, auf die die übliche Öffentlichkeit zwar fehlte, auf der sich aber das »andere« wie auf ein Präsentierteller ungeniert beobachten ließ.

Literaturhinweise

Halbwachs, Maurice. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1991.

Oxford Dictionary Thesaurus. Oxford: Oxford University Press, 2001.

Simmel, Georg. *Die Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe Bd. 11, Hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.

Weisshaar, Bertram (Hg.). *Spaziergangswissenschaft in Praxis. Formate der Fortbewegung*. Berlin: JOVIS Verlag, 2013.